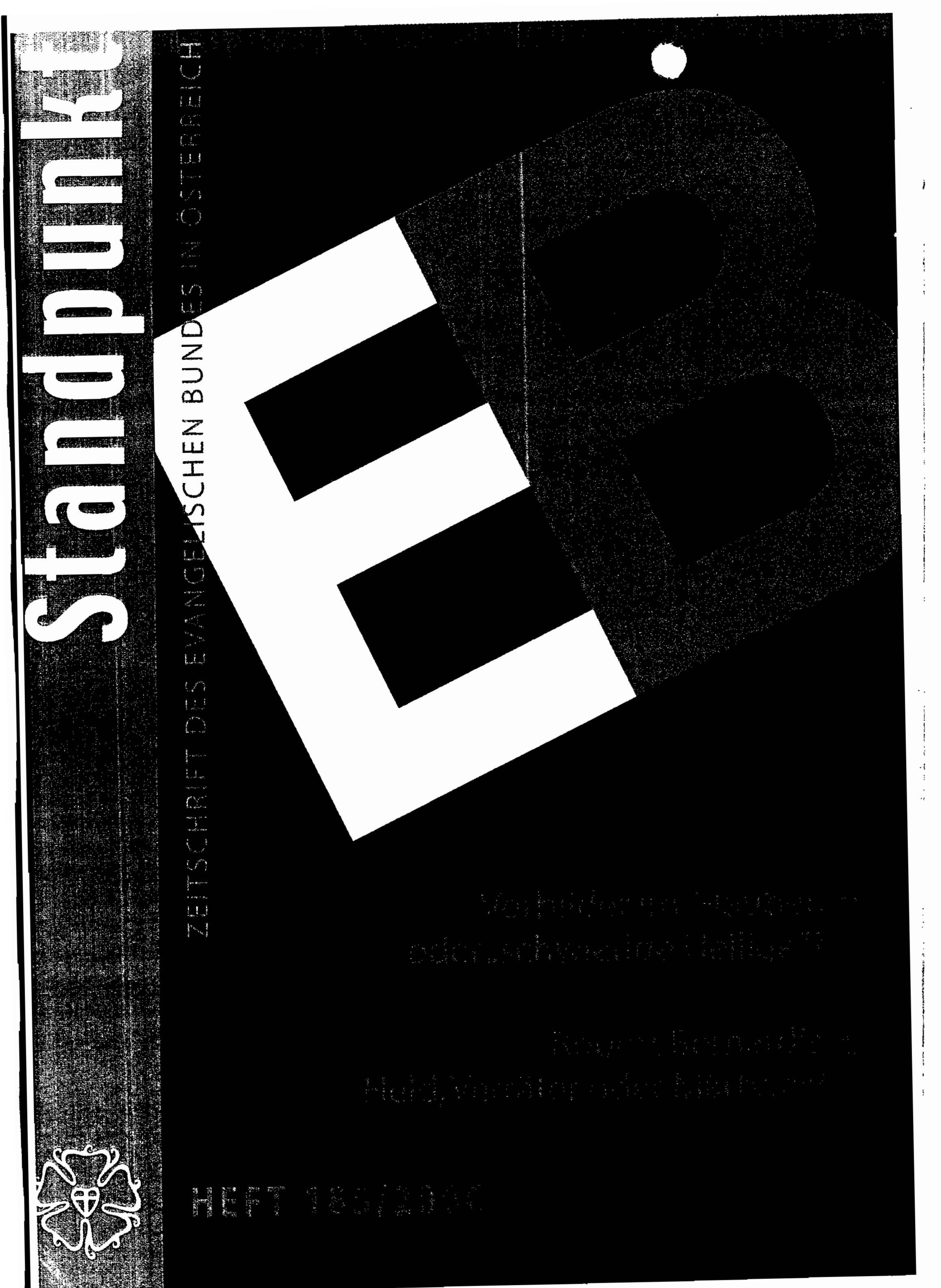


Standpunkt [EB-Ö]
Heft 185/2006

Oberstleutnant i.G. Robert Bernardis

Held, Verräter oder Märtyrer?

Karl-Reinhart Trauner

1. Würdigung 2004

Am 11. Oktober 2004 wurde in der Ennser Towarek-Kaserne, die heute die Heeresunteroffiziersakademie beherbergt, ein Denkmal für Oberstleutnant i.G. (i.G. = im Generalstab) Robert Bernardis enthüllt. Anwesend waren höchste Vertreter des Staates wie auch des Militärs: Bundespräsident Dr. Heinz Fischer, der Präsident des Nationalrates Dr. Andreas Khol, der Minister für Landesverteidigung Günther Platter und der oberösterreichische Landeshauptmann Dr. Josef Pühringer sowie Spitzenoffiziere und -beamte des Österreichischen Bundesheeres – angeführt durch den Generalstabschef General Mag. Roland Ertl. Die Evangelische Kirche wurde durch Militärkurat Mag. Paul Nitsche vertreten.

Bernardis wurde gewissermaßen als „Österreichs Stauffenberg" geehrt (um den Titel seiner Biographie von Karl Glaubauf zu zitieren), der überdies evangelisch war. Er ist der „einzige österreichische Offizier, der im Rahmen der Ereignisse des 20. Juli 1944 durch seine Schlüsselstellung eine bedeutende Rolle spielte", wie das schon vor rund 30 Jahren der namhafte Zeithistoriker Ludwig Jedlicka feststellte.

Das Denkmal in Enns zeigt als Grundkomponente einen quaderförmigen, rund zweieinhalb Meter hohen Granitstein. In der Inschrift heißt es: „Mit Bernardis ehren wir den Widerstand gegen den verbrecherischen Nationalsozialismus."*

* Es handelt sich beim vorliegenden Text um eine ausgearbeitete Referatsvorlage für das Militärethische Herbstseminar 2006 am Iselsberg (Kärnten) der Evangelischen Militärseelsorge.

2. Wer war Robert Bernardis?

Jugend und österreichisches Militär

Der 1908 in Innsbruck geborene und auch hier evangelisch getaufte Robert Bernardis wuchs in Linz auf; ab 1917 besuchte er die Militärunterrealschule im oberösterreichischen Enns. Die Matura legte er dann in Wiener Neustadt ab. Danach absolvierte er die Gewerbefachschule für das Baufach in Mödling und schloss diese mit dem Gesellendiplom ab.

Im Jahr 1928 trat Robert Bernardis in die Armee ein, wo er zunächst die Militärakademie, die damals in Enns untergebracht war, besuchte und 1932 nach Linz zur Truppe ausmusterte. Er erlebte hier eine politisch bewegte Zeit. So wurde Bernardis in den Unruhen 1934 – zunächst ein sozialistischer, dann ein nationalsozialistischer Aufstand – eingesetzt, als die Opposition unter Einsatz des Bundesheeres niedergeschlagen wurde.

1936 wurde der talentierte Offizier in den Generalstabskurs nach Wien berufen; der Kurs sollte bis Ende 1938 dauern. Nach dem Anschluss Österreichs an Hitler-Deutschland im März 1938 wurde der Kurs jedoch geschlossen in die Generalstabslehrgänge an der Berliner Kriegsakademie eingegliedert. Im Oktober 1938 schloss Bernardis seine Ausbildung mit der Beförderung zum Hauptmann i.G. ab.

Als Generalstabsoffizier der Wehrmacht

Der Weltkrieg brachte für den Generalstabsoffizier Bernardis zahlreiche militärische Verwendungen. Zunächst stand er dem Deutschen Reich nicht negativ gegenüber, wohl weniger aus ideologischen als mehr aus pragmatischen Gründen – das Deutsche Reich bedeutete für ihn mehr Möglichkeiten als das kleine Österreich mit seiner beschränkten militärischen Organisation.

Der Russland-Feldzug, wo er als Ic – der Stabsoffizier für die eigene Sicherheit und die „Feindlage“ – eingesetzt war, wurde für ihn jedoch zu einem Wendepunkt. Denn hier erlebte er die menschenverachtende Politik des Nationalsozialismus. Zuvor war er nach Wien beordert worden, um hier an der Aufstellung des LI. Armeekorps mitzuarbeiten.

Hier muss auch ein Blick auf Bernardis’ politische Einstellung geworfen werden: Bernardis dachte zweifellos großdeutsch – was er jedoch mit nahezu allen politischen Parteien der Zwischenkriegszeit teilte. Erst während seines Generalstabskurses kam er mit der Gedankenwelt des Nationalsozialismus in Berührung, zuvor stand er eher der christlichsozialen Heimwehr näher. Ob er Mitglied des Nationalsozialistischen Soldatenringes (NSR) war, ist bis heute nicht geklärt. Zweifellos empfand er die Entwicklung im nationalsozialistischen Deutschland als Aufbruch, während in Österreich ein Abwärtstrend unverkennbar war. Ein Deutsches Reich unter Einschluss Österreichs hatte für ihn keinesfalls etwas Bedrohliches, sondern war für ihn sicherlich eine positive Option. Er hat zweifellos auch den von weiten gesellschaftlichen Kreisen vertretenen Antisemitismus mitgetragen.

Doch gerade die Behandlung der Juden wie auch der Zivilbevölkerung sollte für Bernardis zum entscheidenden Wendepunkt werden. Kurz vor Beginn des Russland-Feldzuges verlegte das LI. Armeekorps, das zur 6. Armee gehörte, nach Szamosz in Polen. Von dort erlebte Bernardis den Angriff. Mit dem Vormarsch in Russland wurden dabei im Stab des Armeekorps Massenvernichtungen von Juden und Massaker an der Zivilbevölkerung durch den Sicherheitsdienst (SD) der SS bekannt: In Shitomir (in der heutigen Ukraine) wurden nach Verhaftungen und Hinrichtungen sowjetischer Vertreter des öffentlichen Lebens auch rund 400 Juden – unter Beisein mancher Generalstabsoffiziere der 6. Armee – erschossen. Wahrscheinlich war Bernardis keiner von ihnen, erfuhr aber aus Gesprächen in Offizierskreisen aus erster Hand von dem Vorgehen. Im Sommer 1941 wurde Bernardis persönlich mit Massenerschießungen von Juden durch den SD im Raum Shitomir konfrontiert: Während er in einem offensichtlich eigens für diese Zwecke errichteten Lager, das mit hohen Stacheldrahtzäunen und Wachtürmen umgeben war, zu tun hatte, wurden immer wieder Maschinengewehrsalven in die dichtgedrängte Menge der Gefangenen gefeuert. Bernardis’ Kraftfahrer Otto Mühl berichtet: „Ich weiß nicht, was Bernardis damals in dem Lager gemacht hatte. Er kam nach einer Viertelstunde zurück und sagte kein Wort. Er war totenbleich.“

Verschiedene Erlässe hatten zur Verrohung des Krieges beigetragen (Erlass über die Ausübung der Kriegsgerichtsbarkeit im Gebiet „Barbarossa“ und über besondere Maßnahmen der Truppe; Richtlinien für die Behandlung politischer Kommissare/Kommissarsbefehl). Diese Befehle führten v.a. innerhalb der Truppe zu massiver Entrüstung, die sogar dazu führte, dass einige Ic den Erlass über die Gerichtsbarkeit nicht oder nur bruchstückhaft umsetzten. Im offiziellen Kriegstagebuch des Generalmajors Rudolf-Christoph Freiherr von Gersdorff findet sich die Bemerkung: „Die Erschießungen (von Borissow durch SS-Einheiten) werden als eine Verletzung der Ehre der deutschen Armee, insbesondere des deutschen Offizierskorps betrachtet“.

Als letzte Großstadt eroberte die 6. Armee, zu der überproportional viele „östmärkische" Divisionen gehörten, Ende Oktober 1941 Charkow, wo sie Winterstellung bezog. Bei der Einnahme der Stadt durch das LV. Armeekorps wurden Hunderte von Einwohnern, vornehmlich Juden, in den Straßen öffentlich aufgehängt. Auch davon erfuhr Bernardis dann in seiner Funktion als Quartiermeister – gleichbedeutend mit Stadtkommandant – von Charkow. Ende Juni 1942 trat die 6. Armee schließlich – nach dem Tod Generalfeldmarschall Walter von Reichenaus im Oktober 1942 unter Kommando von Generalfeldmarschall Friedrich Paulus – zur Offensive nach Stalingrad an. Aber bereits im März 1942 musste Bernardis zunächst in ein Feldlazarett aufgenommen werden. Er war – wahrscheinlich aufgrund dieser Erfahrungen – schwer erkrankt und musste schließlich zur ärztlichen Behandlung seines Zwölffingerdarmgeschwürs nach Berlin verlegt werden.

Im Allgemeinen Heeresamt

In Berlin wurde Bernardis im Allgemeinen Heeresamt (AHA) dienstverwendet, wo er mit der Personalergänzung des Feldheeres betraut war. Damit hatte er Einblicke in die fürchterlichen Opferzahlen des Krieges und in die Auswirkungen des Krieges wie auch in das wahre Gesicht der nationalsozialistischen Politik. Er erkannte, dass für das Deutsche Reich der Krieg nicht mehr zu gewinnen war. Eine Neugestaltung Deutschlands schien unumgänglich und höchst dringlich.

Im AHA lernte Bernardis Ende 1943 Oberst i.G. Claus Schenk Graf von Stauffenberg kennen. Im Kontakt mit ihm erhärtete sich Bernardis' Überzeugung, dass nur durch eine Tötung Hitlers Deutschland gerettet werden könne. Dahinter standen nicht nur realpolitische Gründe – eine Tötung Hitlers musste vom Ausland als klares Zeichen erkannt werden –, sondern der Entschluss hing auch mit der Situation beim Heer selbst zusammen. Gerade das Offizierskorps – trotz aller Kritik an Hitler – fühlte sich durch seinen Eid an Hitler in „unbedingtem Gehorsam" (so der Eid) gebunden.

Durch den Tod Hitlers sollte ein „eidfreier Raum" geschaffen werden, in dem dann ein reibungsloser Übergang von der nationalsozialistischen Führung in eine neue deutsche Reichsführung möglich war. Dieser Übergang wurde militärisch als „Operation Walküre" bezeichnet.

Ab 1. Juli 1944 war Stauffenberg Chef des Stabes des Ersatzheeres. Er war also ganz offiziell berechtigt, hier Befehle zu erteilen. In der „Operation Walküre" sollte nun das Ersatzheer ganz legitim dazu eingesetzt werden, die tragenden Kräfte des Nationalsozialismus auszuschalten.

Die Operation „Walküre"

Die Vorbereitungen der „Operation Walküre" wurden wesentlich von Bernardis mitgetragen. Er war im Kreise der Juli-Attentäter darüber hinaus besonders um die Veränderung in Österreich bemüht. Sein Vertrauter in Wien war der erst kürzlich verstorbene (damalige) Hauptmann i.G. Karl Szokoll.

Bernardis war es auch, der nach dem Attentat, das Stauffenberg am 20. Juli 1944 – zunächst vermeintlich erfolgreich – verübt hatte, die Losung „Walküre" ausgab, und selbst dann noch weiter versuchte, die Überführung der Macht zu erreichen und Befehle an die Truppen ausgab, als bereits bekannt geworden war, dass Hitler das Attentat überlebt hatte.

Ein kurzer Blick soll auf den 20. Juli 1944 in Wien geworfen werden: Hier war das Wehrkreiskommando XVII, zu dem Wien, Niederösterreich und Oberösterreich, das nördliche Burgenland sowie Teile Böhmens und Mährens gehörten. Beim Wiener Wehrkreiskommando vertrat gerade ein guter Bekannter Stauffenbergs, General Hans-Carl Freiherr von Esenbeck, seinen Kommandierenden General. Mit Eintreffen der Losung „Walküre" wurden in Wien – nach den Planungen des (damaligen) Hauptmanns i.G. Carl Szokoll – sofort wichtige Vertreter des Regimes, Gauleiter, SS-Führer, höhere Polizeioffiziere, der Befehlshaber der Ordnungspolizei, Leiter der Gestapo und SD-Leute im Generalkommando auf dem Wiener Stubenring (heute u.a. Landwirtschaftsministerium) festgesetzt. Jedoch teilte dann in einem fernmündlichen Gespräch Generalfeldmarschall Wilhelm Keitel dem nicht in die Pläne eingeweihten Oberst i.G. Heinrich Kodré mit, dass Hitler überlebt hätte. Esenbeck schwenkte auf Grund dieser Information um, alle Festgesetzten wurden wieder freigelassen.

Wenn auch in Kassel, Wien und Paris die Walküre-Maßnahmen zum Teil sehr erfolgreich durchgeführt worden waren, so brach doch der Aufstand spätestens gegen Mitternacht überall zusammen. Nach tumultartigen Szenen in der Berliner Bendlerstraße, dem Sitz des Kommandos des Ersatzheeres und auch des AHA, wurden General d. Inf. Friedrich Olbricht, Oberst i.G. Graf Stauffenberg und noch weitere Offiziere in der Nacht ohne Urteil erschossen.

Abklang und Tod

Hitler bezeichnete am Tag nach dem Attentat in einer öffentlichen Rede (und unter Anspielung auf frühere Attentate) die Offiziere des 20. Juli als „einen ganz kleinen Klüngel verbrecherischer Elemente, die jetzt unbarmherzig ausgerottet werden. (...) Diesmal wird nun so abgerechnet, wie wir das als Nationalsozialisten gewohnt sind." Noch am Abend des 20. Juli wurde Bernardis durch

SS-Sturmbannführer Otto Skorzeny, einen Wiener, offensichtlich auf Grund eines Hinweises eines anderen Landsmanns, Oberstleutnants i.G. Karl Pridun, verhaftet und in weiterer Folge schwer belastet. Die Beschuldigten wurden nicht der Militärgerichtsbarkeit unterworfen, sondern dem (zivilen) Volksgerichtshof. Ein eigens eingesetzter sog. Ehrenhof schlug die Verdächtigen ohne Beweisverfahren, ohne Schuldspruch, auf den Vortrag der Ermittlungsergebnisse der Gestapo hin, Hitler zur Ausstoßung aus der Wehrmacht vor; was auch geschah.

Durch Bernardis' Verhalten am 20. Juli war seine exponierte Stellung offen bekannt geworden. Bereits am Tage des Attentats wurde er festgesetzt.

Bernardis stand als einer der Hauptbeschuldigten bereits im ersten Schauprozess am 7. August 1944, seinem 36. Geburtstag, vor dem Volksgerichtshof. Die Verhandlungen, als sog. Sonderaktion bezeichnet, führte Dr. Roland Freisler, der Vorsitzende des Volksgerichtshofes, persönlich. Die Angeklagten waren sichtbar von den Verhören und Misshandlungen gezeichnet. Hauptmann Friedrich Karl Klausing, der Adjutant Stauffenbergs, und Bernardis „waren in der ersten Verhandlung des Volksgerichtshofes die einzigen, die als jüngere Offiziere offen und ohne zu stottern ihre Tat einstanden", stellen die Kaltenbrunner-Berichte fest. Die Prozessakten sagen aus, dass Bernardis auch während des Prozesses seine Untergebenen möglichst schützte. Er stellt überdies klar, dass er trotz seiner Widerstandstätigkeit niemals seine Dienstpflichten vernachlässigt habe. Das musste auch von Freisler anerkannt werden.

In der Liste derjenigen, die „wegen Beteiligung am Verrat des 20. 7. 1944 (...) durch den Volksgerichtshof zum Tode verurteilt (wurden)", findet sich Bernardis unter der Nummer 6. Am Tag nach seiner Urteilsverkündigung, am Abend des 8. August 1944 – nur rund drei Wochen nach dem Attentat – wurde Robert Bernardis in Berlin-Plötzensee hingerichtet – wie alle Juli-Attentäter auf persönlichen Befehl Hitlers durch Erhängen. Mit ihm starben am 8. August 1944 in Plötzensee Generalfeldmarschall Erwin von Witzleben, Generaloberst Erich Hoepner, Generalleutnant Paul von Hase, Generalmajor Helmuth Stieff, Hauptmann Friedrich Karl Klausing, Oberleutnant d.R. (d.R. = der Reserve) Albrecht von Hagen und Oberleutnant d.R. Peter Graf Yorck von Wartenburg.

Eine seelsorgliche Begleitung wurde den Juli-Attentätern versagt. Selbst bei der Hinrichtung zeigte sich Bernardis noch gefasst und äußerte sich mit dem ihm eigenen Humor gegenüber seinem Bewacher: „Sehen Sie, jetzt hab ich doch noch so etwas wie Generalsstreifen an den Hosen bekommen." Als ihm der Bewacher auf dem Weg zur Hinrichtung eine Zigarette schenkte, sagte Bernardis zu ihm:

„Dafür werde ich Ihnen dereinst im Himmel als Engel erscheinen."

Die Familie des Verschwörers traf ebenfalls Hitlers Rache. Frau Hermine Bernardis kam mit ihrer Mutter in das KZ Ravensbrück, ihre beiden Kinder ins Lager Bad Sachsa, und blieben dort bis Ende 1944.

3. Zur Ethik des Tyrannenmordes

Die Legitimität eines staatlich-politischen Widerstandes – in der Theologie traditionell mit dem Schlagwort des „Tyrannenmordes" bezeichnet – ist eine weit zurückreichende Frage, die in der Frühen Neuzeit deshalb neu an Brisanz gewann, weil sich der politische Bereich vom kirchlichen emanzipierte; die Einheit aus Politik und Theologie zerbrach nicht zuletzt wegen der Reformation, sowohl Theologie als auch Politik bekamen damit eine Eigenberechtigung (so skizziert in der Zwei-Reiche-Lehre). Aufgabe der staatlichen Ordnung ist es dabei (vereinfacht ausgedrückt, aber ganz im Sinne sowohl von Röm 13 als auch des Augsburgischen Bekenntnisses), Gutes zu ermöglichen und Böses zu verhindern.

Interessant ist wegen dieser Neuentwicklung am Beginn der Neuzeit, die bis heute grundsätzlich gültig ist, der Blick auf die Position der reformatorischen Theologie:

Die Reformatoren

Im Kontext seiner politischen Ethik, die sich in erster Linie jedoch mit der (möglichen) Rechtfertigbarkeit einer kriegerischen Handlung beschäftigt, behandelt Martin Luther auch die Verantwortbarkeit eines Tyrannenmordes. Er stellt dazu eindeutig ganz im Sinne von Röm 13 fest, dass jede Obrigkeit von Gott gesetzt ist. Hoffnung baut Luther allein auf Gottes Einwirken. Luther unterscheidet sich hier deutlich von der Schweizer Reformation (Johannes Calvin, Ulrich Zwingli), die das Recht auf Beseitigung eines Tyrannen klar bejahen.

Eine andere ethische Erkenntnis ermöglicht aber auch einen anderen Zugang: Luther vertritt nämlich ganz vehement ein Widerstandsrecht, ja sogar eine Widerstandspflicht gegenüber all jenen, die den sozialen Frieden (die „Ordnung") gefährden, wie bspw. Räuber oder Diebe.

Zentral geht es ihm also um die Aufrechterhaltung einer staatlichen Ordnung als Grundlage eines gerechten Staates. Diese ist – ebenfalls gemäß Röm 13

– die Grundlage dafür, dass Gutes ermöglicht und Schlechtes verhindert bzw. geahndet wird. Wenn ein Politiker bzw. Staat („Obrigkeit") jedoch dieses nicht gewährleistet, dann wendet er sich gegen Gottes Anordnung.

Eine Nagelprobe im größeren Sinn erfuhr dieser Ansatz im Kampf gegen die napoleonische Besetzung im Rahmen der Freiheitskriege (Befreiungskriege).

Die Freiheitskriege

Gegen Napoleons Vorherrschaft wandten sich zunächst v.a. intellektuelle Kreise (Johann Gottlieb Fichte mit seinen „Reden an die deutsche Nation", die Brüder Grimm, Ernst Moritz Arndt, Friedrich Schleiermacher, Heinrich von Kleist, Friedrich Ludwig Jahn u.a.), die zum Widerstand und zur Freiheit von der unterdrückenden Fremdherrschaft aufriefen. Spätestens mit der Niederlage von Jena und Auerstedt (1806) war das politisch herrschende System Preußens zusammengebrochen. Clausewitz analysierte die Niederlage so, dass das alte Preußen untergegangen sei; die früher tragenden Säulen des Staates waren ohnmächtig oder gar entmachtet.

Grundlage der ethischen Beurteilung des politischen Handelns war für die preußischen Reformdenker die lutherische Zwei-Reiche-Lehre. Sie wird jedoch ganz konsequent weitergedacht: Wenn eine „Obrigkeit" nicht Gutes ermöglicht und Schlechtes verhindert, sondern genau das Gegenteil, dann erweist sie sich gerade nicht als gottgewollt gemäß Röm 13 und damit auch nicht als „Obrigkeit" im eigentlichen Sinn. Damit ergibt sich nicht nur eine Legitimität des Widerstandes, sondern sogar eine ethische Verpflichtung dazu, um eine gottgewollte Ordnung wieder zu ermöglichen.

Wichtig ist für den Theologen Ernst Moritz Arndt deshalb die grundsätzliche Einsicht, Napoleon nicht als rechtmäßige obrigkeitliche Gewalt in Deutschland anzusehen, sondern als Eroberer, als räuberischen Tyrannen. Damit ist bei Arndt Widerstand nicht nur theologisch gerechtfertigt, sondern sogar geboten. Arndts theologische Einsichten deckten sich mit denen der Politik: Klar rational-staatspolitisch denkend kommt Clausewitz zu parallelen Ergebnissen. Für ihn – den sicherheitspolitisch denkenden Militär – besteht der Selbstzweck des Staates in nichts als der Bewahrung des Gemeinwohles. Es ist ihm die ethische Dimension politischen Handelns selbstverständlich.

Die Theologie der Zeit: Dietrich Bonhoeffer

Bonhoeffer sieht ganz im Sinne der Tradition den Staat als Hüter einer äußeren Gerechtigkeit, der den Menschen vor der Sünde bewahren soll. Der Auftrag der Obrigkeit besteht darin, durch staatliche Gewalt („Schwertgewalt") eine äußere Gerechtigkeit herzustellen, in der das Leben erhalten und so für Christus offen gehalten bleibt. Darin nimmt der Staat seinen göttlichen Auftrag wahr.

Ein Abfall von seinem Auftrag – wie das Bonhoeffer in seiner Zeit erleben musste – stellt das Sein des Staates an sich in Frage und geht Hand in Hand mit Menschenverachtung („schweren Martyrien").

Auf diesem Boden wuchs die Entscheidung der Juli-Attentäter zum Tyrannenmord.

4. Bruchlinien und Hindernisse

Es ist auffällig, dass Robert Bernardis so wenig in das öffentliche Bewusstsein eingegangen ist; das erstaunt bei der Evangelischen Kirche doppelt, wo diese den „Widerstand gegen Hitler" seit längerer Zeit doch immer wieder thematisiert. Bei der Behandlung der Ursachen dafür hat man einerseits zwischen jenen, die in der Lebensgeschichte Bernardis' liegen, und jenen, die in unseren heutigen Beurteilungsmaßstäben begründet sind, zu unterscheiden.

Bruchlinien durch die Lebensumstände Bernardis'

Zunächst zu den angesprochenen Lebensumständen Bernardis': Bernardis war in Berlin schwer zuordenbar. Er gehörte nicht zum gesellschaftlichen Kreis der Juli-Attentäter, er gehörte aber durch seine räumliche Distanz auch nicht zu den österreichischen Widerstandskreisen (und wird in der Literatur unter der Überschrift „österreichischer Widerstand" auch nicht abgehandelt). Bernardis war zu spät nach Berlin gekommen und zu wenig in der altpreußischen Gesellschaft integriert, um in einen Widerstandszirkel – bspw. den Kreisauer Kreis – aufgenommen zu werden; und er war sich auch seiner abgehobenen Rolle bewusst.

Es ist bezeichnend, dass die Gestapo der zumeist aus adelig-preußischen, höchst konservativen Offizieren bestehenden Gruppe der Juli-Attentäter den Namen „Barock" gab. Und „barock" war Bernardis nun keinesfalls; nicht nur dadurch, dass er bürgerlich war und sich nach wie vor (trotz seiner zweifellos großdeutschen Weltanschauung) bewusst als Österreicher, und zwar als Oberösterreicher, gab. Der Dichter und Chefdramaturg der Staatlichen Schauspiele in Berlin, Eckart von Naso, in dessen Haus Bernardis oft verkehrte, bringt diese Sonderstellung Bernardis' auf den Punkt: „(...) vom ersten Augenblick an empfand ich, dass hier eine

Mischung zwischen einem österreichischen und einem ‚preußischen' Menschen vorhanden, vielleicht sogar angestrebt, doch nicht ganz gelungen war. Übrigens sprach er ein stark dialektgefärbtes Deutsch, doch war es der harte, volksmäßige Dialekt der österreichischen Provinz, nicht derjenige der Wiener Gesellschaft, den man den ‚Komtesserl'-Dialekt zu nennen pflegt." Bernardis versuchte also eine Symbiose zwischen seiner eigenen Tradition und den Idealen seiner Gegenwart, saß damit aber gleichzeitig gewissermaßen zwischen zwei Stühlen – und wurde dementsprechend weder von Deutschland noch von Österreich „entdeckt".

Barrieren unseres Denkens

Hinter dieser soziologischen Erklärung stehen aber aus heutiger Beurteilung deutliche Bruchlinien in den Positionen der Person Bernardis'; und damit gelangt man zu jenen Schwierigkeiten, die in unserem eigenen Denken liegen. Es ist bezeichnend, wenn Franz Ludwig von Stauffenberg, der jüngste Sohn des Hitler-Attentäters, von „Vernebelungen und Verzeichnungen" gesprochen hat. Die schwierigste Bruchlinie betrifft Bernardis' politische Einstellung – sie wurde schon angesprochen –, die uns heute vor eine gewisse Herausforderung stellt: Er dachte deutschnational und großdeutsch, aber – spätestens nach seinen Erfahrungen an der Ostfront – nicht nationalsozialistisch.

Diese Bruchlinien bedingen die heutige kontroversielle politische Aufarbeitung. Der eingangs erwähnten Würdigung Bernardis' in Enns ging nämlich eine turbulente innenpolitische Diskussion voraus. Bereits seit Jahren wurde schwelend eine Diskussion um eine Kasernenbenennung nach Robert Bernardis diskutiert. Das Gedenkjahr 2004 bewirkte eine Intensivierung dieser Überlegungen. Im Bundesrat des österreichischen Parlaments fand am 22. Juli 2004 eine diesbezügliche Debatte statt. Ausgangspunkt war ein Antrag von Bundesräten der SPÖ und der Grünen „betreffend Benennung einer Einrichtung des Bundesheeres nach Oberstleutnant Bernardis". Nach einer Rede des Bundesministers für Landesverteidigung Günther Platter, in der dieser auf die – in Absprache mit Bundespräsident Heinz Fischer – bereits erfolgten bzw. in Vorbereitung befindlichen Maßnahmen zur Erinnerung an den Widerstand im Dritten Reich und an die geplante Setzung einer Gedenktafel in Enns für Oberstleutnant i.G. Bernardis hinwies, wurde dieser Antrag abgelehnt. Damit fielen auch die Bestrebungen, einen Innenhof der Wiener Rossauer Kaserne, wo heute das Bundesministerium für Landesverteidigung untergebracht ist, nach Robert Bernardis zu benennen; heute trägt dieser jedoch seit 2005 den Namen „Carl-Szokoll-Hof".

Die Argumentationslinien bei der Diskussion im Bundesrat zeigen das Schwierige der Lage auf. Interessanterweise ist es für den Abgeordneten der

Grünen Stefan Schennach kein Problem, dass Bernardis Nationalsozialist war, „aber ich (Schennach) finde es erstaunlich und bemerkenswert, wenn sich dann jemand, der in diesem Gedankengut ‚drinnen' ist, in diesem militärischen Stab, an einem Attentat beteiligt, das, wäre es geglückt, Europa viel Leid erspart hätte". Diese positive Annäherung findet auch dadurch keine Relativierung, dass die Juli-Attentäter nicht für ein „freies und demokratisches Österreich" gekämpft haben, wie Schennach offenbar bewusst ist. Oder, wie der Entschließungsantrag der SPÖ und Grünen ausführte: „Der 20. Juli 1944 (...) ist auch deshalb bemerkenswert, weil er zu einem guten Teil von Menschen getragen war, die selbst durch eine gewisse Zeit hindurch von Nazi-Parolen angezogen waren oder zumindest Denkweisen verhaftet waren, aus denen auch die Ideologie des Nationalsozialismus gespeist wurde. Das vermindert die Bedeutung ihres Handelns in keiner Weise, ganz im Gegenteil. Es ist in besonderem Maße anzuerkennen, wenn Menschen die Unmenschlichkeit eines Herrschaftssystems zu erkennen in der Lage sind, dessen Geisteswelt sie zunächst sympathisierend gegenübergestanden waren."

Hier findet offenbar ein positives Aufbrechen des Schwarz-Weiß-Denkens statt, hin zu einer größeren Differenzierung, die den Lebensumständen gerade der schwierigen Zeit des Nationalsozialismus eher gerecht wird; das gilt auch für jene, die keine Widerstandskämpfer waren.

5. Politische Ziele und Motivation

Der Präsident des Nationalrates Andreas Khol stellte anlässlich einer Gedenkveranstaltung im Parlament über Bernardis fest: „Sein Gewissen machte ihm den Tyrannenmord zur Pflicht." In weiterer Folge soll untersucht werden, wo nun denn die Angelpunkte für Bernardis und seine Gewissensentscheidung gewesen sind.

Politische Ziele

Es stimmt keinesfalls so, wie es manchmal in den Medien heißt, dass nämlich „die Verschwörung (...) eine große Koalition dessen (war), was man heute den demokratischen Grundkonsens nennt" (G. Gillessen. In: FAZ v. 20. Juli 1994). Das politische Ziel der meisten der Attentäter war eine Erhaltung und Erneuerung eines achtbaren Deutschen Reiches, nicht unbedingt eine Demokratisierung. Bernardis hat dieses politische Ziel zweifellos mitgetragen. Er hat wohl auch – anders als Major i.G. Carl Szokoll in Wien ein Jahr später bei der Operation Radetzky – nicht für eine Wiederbegründung Österreichs gekämpft, sondern

vertrat wie die anderen Juli-Attentäter weiterhin ein letztendlich großdeutsches Gedankengut. Das muss man für den Juli 1944 auch für Szokoll feststellen: Es ging am 20. Juli nicht um Österreich. Zweifellos war die Niederlage des Dritten Reiches eine Voraussetzung für die Wiedererrichtung der Republik Österreich. Worum es am 20. Juli ging, das hat Carl Szokoll selbst einmal in einem Gespräch mit einem ORF-Reporter klipp und klar gesagt: Es ging darum, das Deutsche Reich zu retten.

Aber auch wenn Bernardis nicht für die explizite Errichtung eines neuen Österreich nach Beendigung des Weltkrieges eintrat, war ihm Österreich dennoch ein besonderes Anliegen. Er war gewissermaßen der Österreich-Referent in Stauffenbergs Stab. Sein Vertrauter in Wien war der schon des Öfteren erwähnte, erst 2004 verstorbene Carl Szokoll.

Berufsethische Motive

Neben dem politischen ist aber zweifellos das grundlegende Motiv Bernardis' Handelns in seinem berufsethischen Selbstverständnis zu suchen. Der Russlandfeldzug wurde für ihn zum Wendepunkt. Bei Bernardis erwuchs die Erkenntnis, dass der eingeschlagene Weg der falsche Weg war. In gewissem Sinne konnten sich Bernardis und die Juli-Attentäter sogar auf das offiziöse Schrifttum des Dritten Reiches berufen. In der „gottgläubigen" Schrift „Der Glaube des Soldaten" von Fritz Gericke, 1940 erstmalig und 1942 bereits in 3. Auflage erschienen, heißt es: „Wer die Waffe gegen Nichtkämpfer, Wehrlose oder Kampfunfähige richtet, (...) der ist kein Soldat. (...) Wer nicht ritterlich ist gegenüber den Frauen, den Hilfsbedürftigen, nicht liebevoll zu Kindern und zu aller hilfsbedürftigen Kreatur, vergeht sich gegen soldatisches Wesen." Oder, ebenfalls aus derselben Schrift: „Dem Willen zur Ehrlichkeit und Sauberkeit des Kampfes entspricht es aber auch, dass gerade der Soldat der Träger bestimmter geschriebener wie ungeschriebener Gesetze auch der Kriegsführung ist, die den Zweck haben, den Kampf auf rein militärische Weise zu beschränken, auf bestimmte, unmenschliche Waffen wie Giftgas usw. zu verzichten und von der Kampfesführung unter allen Umständen Frauen und Kinder und sonst Kampfunfähige auszuschließen." Und: „Es ist ehrlos, Frauen und Kinder vor die Gewehre zu treiben (...). Ehrlos und gewissenlos, die nichtkämpfende und hilfsbedürftige Bevölkerung, Frauen, Kinder und Kranke, verhungern lassen zu wollen, um so den Soldaten zu treffen, den man mit ehrlichen Waffen nicht schlagen kann." Damit brach das Dritte Reich über sich selbst den Stab, wie auch Bernardis offenbar erkannte.

Im AHA lernte er im November 1943 Oberst i.G. Claus Schenk Graf von Stauffenberg kennen. Offenbar war es so, dass nicht Bernardis von Stauffenberg

angesprochen wurde, sondern umgekehrt: Dass Bernardis sich Stauffenberg als Erster öffnete, wenn auch mit einer so vorsichtigen Formulierung, dass Hitler schlecht beraten sei. Nun reifte während dieser Gespräche bei Bernardis offenbar die endgültige Erkenntnis von der Notwendigkeit des Widerstandes und der Beseitigung Hitlers. Verstärkt wurde er darin zweifelsfrei von Stauffenberg, dessen erste Einsichten in die Notwendigkeit einer politischen Wende auf die hohen Verluste im Zuge des Russlandfeldzuges – im ersten Jahr hatte man dort rund 1,1 Millionen Soldaten verloren – zurückgehen. Ähnlich wie Stauffenberg – und das ist bei weiteren Generalstabsoffizieren nachweisbar – empfand offenbar auch Bernardis seine mit dem Status als Generalstabsoffizier verbundene höhere Verantwortlichkeit. Bernardis nahm das wahr, was mit dem Schlagwort von der Führungsverantwortung bezeichnet wird; eine besonders beim Militär wichtige Zugangsweise zu ethischen Fragestellungen. Widerstand setzt das Wissen um Missstände voraus. Das Privileg, mehr zu wissen als andere Schichten, bedeute eine erhöhte Verantwortung.

Offiziersselbstverständnis

Bernardis' Zwischenstellung zwischen preußischer Umgebung und österreichischem Herkommen wurde bereits angesprochen. Diese Zwischenstellung galt offenbar für Bernardis' Selbstverständnis als Offizier insgesamt, denn in eigenartiger Weise verschmolz bei Bernardis offenbar die altösterreichische Offizierstradition, in der er erzogen war, mit seiner altpreußischen Umgebung: Das alte Österreich verlieh seinen höchsten Orden, den Maria-Theresien-Orden, ohne Rücksicht auf Stand und Religion an Offiziere, die ohne Befehl und aus Eigeninitiative gehandelt hatten. Gewürdigt werden sollte die „besondere herzhafte That".

Diese dem Offizierskorps der österreichischen Wehrmacht innewohnende Freiheit und ihr Bezug zum Erbe der Freiheitskriege verband es mit dem in alter preußischer Tradition stehenden reichsdeutschen Offizierskorps, dessen wesentlichster Anknüpfungspunkt neben dem Friderizianischen Heer die Freiheitskriege gegen Napoleon waren. Sowohl das österreichische wie auch das reichsdeutsche Offizierskorps waren nach den „Leitbildern eines europäisch-ritterlichen Offiziersethos" (Allmayer-Beck) erzogen. Der Urgroßvater eines der Juli-Attentäter – des Oberleutnants d.R. Peter Graf Yorck von Wartenburg –, war Hans David Ludwig Graf Yorck von Wartenburg († 1830). Als Kommandierender eines preußischen Hilfskorps für Napoleons Armee während des Russlandfeldzuges schloss er ohne Auftrag aus Berlin im Dezember 1812 die Konvention von Tauroggen, ein Neutralitätsabkommen mit Russland. Die militärische Bedeutung dieses Bündnisses war wesentlich geringer als seine politische Sprengkraft, denn diese eigenmächtige Handlung Yorcks wurde zum Signal für den Befreiungskrieg.

Gewissensverantwortung vor Gott

„Wir wollen Gottesfurcht anstelle von Selbstvergottung, Recht und Freiheit anstelle von Gewalt und Terror." Diese Worte Bernardis' stammen ursprünglich aus einem Konzept eines Aufrufs an das deutsche Volk nach dem erfolgreichen Staatsstreich. Er verwendete sie aber nicht in einer programmatischen Grundsatzdiskussion, sondern in einem vertraulichen Gespräch mit seinem Wiener Kontaktmann, Hauptmann i.G. Carl Szokoll, knapp vor dem 20. Juli. Er „glaubte mir (Szokoll) Mut zusprechen zu müssen". Aus diesem privaten Kontext des Zitats ist ableitbar, dass es sich dabei auch um Bernardis' eigene Motive handelte. Der Bezug auf eine theologische wie auf eine politisch-ethische Dimension ist symptomatisch.

Hinter Bernardis' Handeln stehen damit mit höchster Wahrscheinlichkeit bewusste christlich-ethische Überlegungen, wie es bei vielen anderen auch geschah. Ausgerechnet der Leiter des RSHA, Ernst Kaltenbrunner, und seine Gestapo-Leute haben erkannt, dass die letzten Motive der allermeisten Verschwörer in ihrem christlichen Glauben und in ihrer Bindung an eine christliche Ethik gelegen haben.

Eine Hinwendung zum bewussten Christentum ist keine Seltenheit in krisenhaften Situationen, wie es ein Krieg oder eben ein Erlebnis wie das von Bernardis an der Ostfront war. Ein unverdächtiger Zeuge sei hier zitiert. Der Oberleutnant der Wehrmacht und spätere deutsche Bundeskanzler Helmut Schmidt hat in seinem Buch „Als Christ in der politischen Entscheidung" autobiographisch einen ganz ähnlichen Vorgang beschrieben, auch ohne erlebte Kriegsverbrechen: „Ich habe mich damals (in der NS-Zeit) – und das ist vielleicht manchem Soldaten so gegangen – innerlich, ohne dass dem irgendein subjektives oder individuell erleuchtendes Glaubenserlebnis zugrunde gelegen hätte, der Kirche zugewandt, weil ich den geistigen und moralischen Zusammenbruch vor Augen hatte (...)." Wie viel mehr musste das auf den Generalstabsoffizier Bernardis mit seinen Einblicken in die Lage des Deutschen Reiches zutreffen!

Interessanterweise war es gerade der österreichische Landesverteidigungsminister – und nicht ein Vertreter der Kirche –, der in der aktuellen Diskussion auf den Zusammenhang zwischen christlicher Grundhaltung und der Tat des 20. Juli hinwies: „Wenn irgendwann in der Geschichte aus rein christlichem Gewissen gehandelt wurde, dann am 20. Juli 1944. Es war nämlich eine Frage des christlichen Gewissens, den Gräueltaten Einhalt zu gebieten."

6. Tradition und Vermächtnis

In Wien steht Robert Bernardis' Name auf der Tafel der gefallenen Generalstabsoffiziere, die sich heute in der römisch-katholischen Garnisonskirche St. Nepomuk in Wien-Hietzing befindet. In Linz wurde 1994 an seinem Todestag unter maßgeblicher Beteiligung des damaligen Brigadiers Hubertus Trauttenberg eine Straße nach ihm benannt.

Würdigungen hängen mit der Frage zusammen, was die zu Würdigenden für die Gegenwart und die Zukunft bedeuten. Marion Gräfin Dönhoff weist in diesem Zusammenhang darauf hin, dass „Fakten und Vorstellungen", was das Attentat vom 20. Juli 1944 angeht, „auseinander klaffen". Noch immer seien die Diskussionen durch die zeitgenössische Propaganda des Dritten Reiches einerseits und durch die wechselvolle Beurteilung durch die Alliierten andererseits maßgeblich geprägt.

Traditionspflege im Österreichischen Bundesheer

Die Begründung des Bundesministeriums für Landesverteidigung, warum keine Kaserne nach Bernardis benannt werde, verweist darauf, dass Bernardis' Tat nicht im Rahmen eines österreichischen Militärs geschehen war. Während die Offiziere im Widerstand von der Deutschen Bundeswehr als Teil ihrer Tradition betrachtet wurden und werden, findet ein solcher Prozess in Österreich nicht statt, weil diese nicht Teil eines österreichischen Militärs waren. Im zurzeit gültigen Traditionserlass des Österreichischen Bundesheeres aus dem Jahr 2001 wird festgestellt: „Ausgehend von dem Grundsatz, dass Tradition wertbezogene Auswahl aus der Geschichte ist, bieten sich für das Bundesheer als traditionsbildende Elemente folgende Bereiche der österreichischen Militärgeschichte an: – Das Bundesheer der Zweiten Republik (...), – die Streitkräfte der Ersten Republik, – die k.(u.)k. Armee (...). Das Dritte Reich als ein Unrechtsregime und die Deutsche Wehrmacht als dessen missbrauchtes Instrument können Tradition im Bundesheer nicht begründen (...). Wohl können aber vorbildhafte und im Einzelfall zu prüfende Verhaltensweisen von Österreichern in der Deutschen Wehrmacht und von Männern und Frauen des proösterreichischen Widerstandes Element der Traditionspflege sein."

Interessant und symptomatisch ist deshalb die Reaktion eines pensionierten Oberst (des gegenwärtigen Österreichischen Bundesheeres) und promovierten Historikers, der in einem persönlichen Gespräch Anfang 2006 zugestand, dass Bernardis für ihn zwar – möglicherweise – ein „Held" sei, weil er mit dem Leben für seine Ziele eintrat, aber dennoch keinesfalls durch das offizielle Österreich zu

würdigen sei, weil er nicht für die Wiederrichtung eines selbständigen Österreichs gekämpft hat. Ähnlich denken wohl breite Kreise der gegenwärtigen oberen und obersten militärischen Führung Österreichs.

Gedenken durch das offizielle Österreich – mit vielen Fragen

Warum soll man des Widerstandes gedenken – 60 Jahre nach Kriegsende; heute, in einer Zeit, in der Widerstand nicht notwendig ist?

Die Gedanken, die während der Veranstaltung in Enns am 11. Oktober 2004 geäußert wurden, weisen in die Zukunft. Spät gedenke man des mutigen Widerstands in Österreich gegen den grausamen Nationalsozialismus, eröffnete der oberösterreichische Landeshauptmann Josef Pühringer seine Ansprache. Die Bedeutung der Denkmäler habe sich im Laufe der Geschichte geändert, so Verteidigungsminister Günther Platter: Früher haben Könige und Herrscher in Denkmälern ihre Macht repräsentiert; erst nach den napoleonischen Kriegen entstanden Kriegerdenkmale (etwa 4.000 in Österreich), die Mahnmale für die „andere" Seite des Krieges und dessen Opfer sind. Es hätte allerdings seine Zeit gebraucht, bis sich Österreich zu seiner Geschichte – sowohl zur NS-Zeit als auch zu deren Widerstandskämpfern – bekannte, da man sich heute die Leiden unter dem Nationalsozialismus nicht vorstellen könne.

Hat Bernardis seinen Eid gegenüber Hitler gebrochen, als er gemeinsam mit Graf Stauffenberg den Staatsstreich am 20. Juli 1944 organisierte?, war eine der Fragen, die Nationalratspräsident Andreas Khol in seiner Ansprache stellte. Seine Antwort: Nein, denn Bernardis hatte als Generalstabsoffizier den Völkermord und die Sinnlosigkeit des Krieges erkannt und in der Verantwortung gegenüber seinem eigenen Volk entschlossen gehandelt. Hitler hingegen habe eine lange Tradition von Tugenden schamlos ausgenutzt und damit bereits zuvor den Eid zu seinem Volk gebrochen. Den vorbildlichen Offizier Bernardis, der aus seinem Einblick in die damalige Lage mutig die Konsequenzen gezogen hatte, würdigte dementsprechend Bundespräsident Heinz Fischer, ohne all die anderen, die diese Möglichkeiten nicht hatten, verurteilen zu wollen. Den Soldaten, die oft auch widerwillig, aber treu ihren Dienst erfüllten, dürfe nicht die Schuld an den Gräueln des nationalsozialistischen Regimes in die Schuhe geschoben werden. Hier müsse klar die Desertion unter einer Diktatur und in einer Demokratie unterschieden werden. Dementsprechend müsse man resümierend feststellen: Der Putsch am 20. Juli 1944 ist gescheitert. Die Nazis haben sich an den Widerstandskämpfern grauenhaft gerächt, Bernardis wurde zwar hingerichtet, aber gerade deshalb darf die Erinnerung an ihn nicht verloren gehen. Der Name Bernardis soll und muss im Österreichischen Bundesheer und in den Schulbüchern einen besonderen Stellenwert erhalten.

Evangelische Kirche und Bernardis

Die für Bernardis aufgearbeiteten Bruchlinien werden wohl dafür verantwortlich sein, warum auch in der Evangelischen Kirche Bernardis' kaum gedacht wurde (und wird). Lediglich zwei Beiträge in der Kirchenzeitung „Die Saat" – aus der Feder von Julius Hanak und von Paul Nitsche gemeinsam mit Karl-Reinhart Trauner – und eine Anfang des Jahres in der Pfarrgemeinde Wr. Neustadt eröffnete Ausstellung über Dietrich Bonhoeffer thematisierten Bernardis und seine Tat. Auch beschäftigt sich die diesjährige Jahresversammlung der Gesellschaft für die Geschichte des Protestantismus in Österreich u.a. mit Bernardis.

Das, was für die deutsche Gesellschaft insgesamt analysiert wurde, gilt wohl auch für Österreich, besonders auch für die Evangelische Kirche: „Nach 1945 hatte für viele Deutsche das Soldatische jegliche positive Bedeutung verloren. Sie gaben dem Militär die Schuld am Krieg und an der Niederlage und sahen in seinem Wirken einen verbrecherischen Militarismus." (G. Schwarz) Offenbar paarte sich das mit einem tatsächlich mangelnden und noch durch die nationalsozialistische Propaganda verfälschten Wissen um einen Widerstand.

Umgekehrt wurden die Männer des 20. Juli von vielen – bewusst oder unbewusst – als Verräter gesehen. Auch wenn sich diese Einschätzung änderte, bezog die Theologie weiterhin eine grundsätzlich militärkritische bis -ablehnende Position. Das stand einer breiten positiven Würdigung eines Soldaten, noch dazu, wenn er die Uniform der Deutschen Wehrmacht trug, entgegen. Das bewirkte, dass Robert Bernardis trotz breiter Aufarbeitung des Widerstandes durch die Evangelische Kirche nicht entdeckt wurde.

Sowohl bei der politischen als auch bei der innerkirchlichen Diskussion um den Widerstand ist die Frage zu stellen, inwieweit nicht auch Kategorisierungen und Mythologisierungen das Denken bestimmen. Ein solcher Effekt war schon beim Gedenken 1994 unverkennbar. Und ohne unkritische Kategorisierung ist kaum erklärbar, warum gerade Grüne und SPÖ dafür eintraten, einen Großdeutschen zum Teil der offiziellen Geschichte zu machen, während das von den Mitte-Rechts-Parteien verhindert wurde. In diesem Zusammenhang ist auch nach einer möglichen Instrumentalisierung zu fragen. Robert Bernardis entzieht sich jedoch – nicht zuletzt wegen der Bruchlinien – jeglicher moderner Kategorisierung. Er passt in kein Schwarz-Weiß-Schema, in kein polarisierendes Gut-Böse-Denken. Aber gerade das macht die Beschäftigung mit Bernardis reizvoll. Denn die Bruchlinien seines Denkens und Handelns betreffen viele andere österreichische Protestanten der Zwischenkriegszeit. Die Person Bernardis zwingt zu einem Ausbrechen aus verkarsteten Denkschemen und zu einer hohen Differenzierung selbst bei einer breiteren Aufarbeitung.

Und das führt zu einem weiteren Grund für die mangelnde Aufarbeitung in der Kirche, der darin gefunden werden mag, dass die Aufarbeitung des Widerstandes im Großen und Ganzen pfarrerzentriert ist. Die umfangreiche österreichbezogene kirchengeschichtliche Literatur bspw. von Karl Schwarz behandelt in erster Linie Pfarrer bzw. „Laien“ in kirchlichen Funktionen, nur am Rande „Karfreitagschristen“ (Peyerl).

Die Quellen geben kaum Auskunft über die Frömmigkeit von Robert Bernardis – aber sie spiegeln das wider, was u.a. Dietrich Bonhoeffer mit „Tatchristentum“ umschrieben hat.

Es ist ein gutes Zeichen, dass die Geschichte der Evangelischen Kirche Österreichs, die gerade für die Zeit des Ständestaates und des Nationalsozialismus nicht unbelastet ist, auch solche Persönlichkeiten aufweist, deren Taten von der Öffentlichkeit und hohen Vertretern Österreichs gewürdigt werden.

7. Abschlussbemerkung

Ausgangspunkt des Beitrages war die Frage, ob Oberstleutnant i.G. Robert Bernardis Held, Verräter oder Märtyrer war. Keines von den dreien, oder nur eines, oder vielleicht alles: Held, Verräter und Märtyrer. Urteilen Sie selber.

Literatur in Auswahl:

Hartmut Bühl, 20. Juli 1944 – Robert Bernardis’ Widerstand gegen Hitler. Österreichischer Generalstabsoffizier in Wehrmachtsuniform. In: Sicherung des Friedens 7–8/1995, S. 1–3 u. 8.

Karl Glaubauf, Robert Bernardis. Österreichs Stauffenberg, Statzendorf 1994.

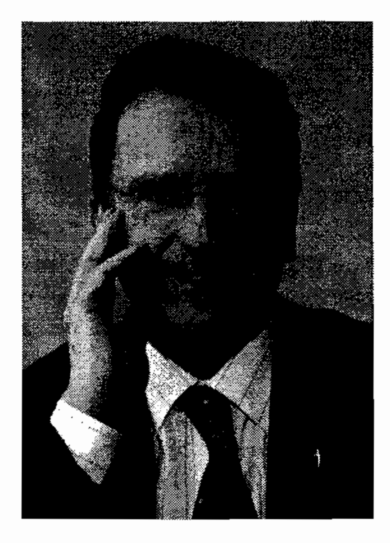
Ludwig Jedlicka, Der 20. Juli 1944 in Österreich (= Das einsame Gewissen 2), Wien-München 1965.

Josef Toch, Robert Bernardis (1908–1944). In: Neue Österreichische Biographie XXI, S. 135–149.

Die Fremden und die Heiligen

Predigt zu 1. Petrus 1, 13-21*)

Herwig Sturm



Darum umgürtet die Lenden eures Gemüts, seid nüchtern und setzt eure Hoffnung ganz auf die Gnade, die euch angeboten wird in der Offenbarung Jesu Christi. Als gehorsame Kinder gebt euch nicht den Begierden hin, denen ihr früher in der Zeit eurer Unwissenheit dientet; sondern wie der, der euch berufen hat, heilig ist, sollt auch ihr heilig sein in eurem ganzen Wandel. Denn es steht geschrieben (3. Mose 19,2): „Ihr sollt heilig sein, denn ich bin heilig.“
Und da ihr den als Vater anruft, der ohne Ansehen der Person einen jeden richtet nach seinem Werk, so führt euer Leben, solange ihr hier in der Fremde weilt, in Gottesfurcht; denn ihr wisst, dass ihr nicht mit vergänglichem Silber oder Gold erlöst seid von eurem nichtigen Wandel nach der Väter Weise, sondern mit dem teuren Blut Christi als eines unschuldigen und unbefleckten Lammes. Er ist zwar zuvor ausersehen, ehe der Welt Grund gelegt wurde, aber offenbart am Ende der Zeiten um euretwillen, die ihr durch ihn glaubt an Gott, der ihn auferweckt hat von den Toten und ihm die Herrlichkeit gegeben, damit ihr Glauben und Hoffnung zu Gott habt.

Liebe Gemeinde,

Woran erkennt man einen Fremden?

In Edingburgh ist das ganz einfach, da ertönt jeden Tag um 12.00 Mittag ein Kanonenschuss. Die Fremden, meist Besucher, schauen erschreckt herum, die Einheimischen blicken gelassen auf die Uhr um zu prüfen, ob sie stimmt. In Frankfurt und in Wien ist das nicht so einfach, trotzdem erkennt man Fremde

*) Gehalten bei der Tagung des Evangelischen Bundes in Frankfurt/Main im März 2006.